



KODAK GRAY SCALE

**C**

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

00

A

.10

.20

.30

.50

.70

M

1.00

1.30

1.60

B

1.90

black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green



KODAK COLOR CONTROL PATCHES



These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.

Geschichten und Bilder
aus dem
Kinderkreise.



Stuttgart, A. Thienemann.

C57

22 1/2 mcs





Geschichten und Bilder

aus dem

Kinderkreise.

Mit colorirten Bildern von Rothbarth.

Stuttgart, A. Thienemann's Verlag.

Die Geschichte von

und

Kindheit

von

Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Geschichten und Bilder.

Geschichten und Bilder.

Die Kinder unter den Blumen.

Maßliebchen.

Auf der Wiese weit und breit,
Tief im Gras verstecket,
Blüh' ich, wenn die Frühlingszeit
Wieder Blumen wecket,
Und mein weiß und gelber Hut
Steht mir kleinem Ding so gut.

Bunte Blumen nah und fern
Wißt Ihr aufzufinden,
Pflückt sie alle froh und gern,
Sie zum Kranz zu winden,
Daß er Euch recht freundlich lacht
In der schönsten Farbenpracht.

Wenn ich auch so schön nicht bin,
Als die Andern alle,
Denk' ich doch in meinem Sinn,
Daß ich Euch gefalle,
Daß Ihr mich mit Freundlichkeit
Zu dem Blumenfranze reiht.

Darum, wenn Ihr Blumen pflückt,
Seid recht schön gebeten,
Daß Ihr auch nach mir Euch bückt,
Statt mich zu zertreten.
Fehlt mir auch der Farbenglanz,
Paß' ich doch zu Euerm Kranz.

Th.

Der kleine Savoyarde.

Peter, der Savoyarden-Knabe, hatte sein Murmelthier zum Tanzen und andern possirlichen Kunststücken abgerichtet und als er damit fertig war, hing er über seine Schulter die Leier, die sich noch als ein Erbstück in seinem elterlichen Hause vorfand, drückte Vater und Mutter zum Abschied die Hände und trat wohlgemuth seine Wanderung in fremde Länder an, wie dieß auch viele seiner kleinen Landsleute zu thun pflegen; denn er gedachte mit seinem kleinen Tänzer Marmotta, wie er das Thier nannte, ein hübsches Stück Geld zu verdienen und seinen armen Eltern heimzubringen.

Wochenlang war Peter nun schon gewandert durch die Schweiz über Genf, Zürich, Aarau und Basel bis in das Elsaß und überall war es ihm so gut gegangen, als er nur wünschen konnte. Denn er war gutmüthig und freundlich, hatte auch ein offenes und ehrliches Gesicht, so daß ihn Jedermann gewogen wurde. Eines Tages hatte er sich in der Nähe eines schönen Landhauses unter einen Baum gesetzt, um sein dürftiges Frühstück zu verzehren, das er mit seiner guten Marmotta redlich theilte; denn das kleine Thier durfte nicht vergessen werden. War es doch sein Ernährer und ohne dasselbe hätte er ja betteln müssen. Das zu thun aber schämte sich Peter. Während sie nun zusammen ihr Stückchen Brod verspeisten und guter Dinge waren, kam aus dem Hofthor ein kleiner brauner Hund herausgesprungen und ehe noch der Knabe Zeit hatte, das Murmelthier unter seiner Jacke zu verbergen, was er immer that, wenn es müde war oder Gefahr ihm drohte, war der Hund schon darüber her und biß es todt.

Wer beschreibt den Jammer des armen, unglücklichen Peter! Da lag nun sein gutes, liebes Murrelthier todt — ganz todt! Und wer weiß, was er, so gutmüthig er auch sonst war, im ersten Augenblick des Schmerzes mit dem kleinen Kleffer würde angestellt haben, wären nicht zwei Kinderchen herbeigekommen, die dem Hunde abwehrten und ihn mit ein Paar derben Püffen in den Hof zurückjagten.

„Was hat er dir gethan?“ frug jetzt Alfred, der ältere Knabe, der mit seiner kleinern Schwester Cäcilie zu ihm trat. „Armer Junge, hat er dich gebissen?“

„Mich nicht beißen,“ antwortete Peter schluchzend, aber da klein Murrelthier — o meine gute Marmotta!“

Die Kinder, die so ein Thier noch nie gesehen hatten, betrachteten es mit neugieriger Theilnahme. Sie begriffen aber nicht, wie viel der arme Knabe mit ihm verloren hatte, ob sie gleich aus seinen unaufhaltsam fließenden Thränen schließen konnten, daß es einen großen Werth für ihn gehabt hatte.

In diesem Augenblick trat Herr Bertrand, der Vater der beiden Kinder, zu ihnen heraus und als er die Kleinen bei dem weinenden Knaben und das todt Thier auf der Erde erblickte, frug er, was hier vorgefallen sei? Weil aber Peter vor Wehmuth kein Wort hervorbringen konnte, so versuchte Alfred den Vorgang zu erzählen, so gut er es im Stande war.

„Du bist ein kleiner Savoyarde?“ frug hierauf Herr Bertrand, „und dieß hier ist dein Murrelthier?“ und als Peter bejahend nickte, setzte er hinzu: „Folge mir in das Haus und nimm dein todt Thier mit herein, damit wir es im Garten begraben können.“

Peter gehorchte dieser Aufforderung, aber immer noch bitterlich weinend, denn der

Gedanke, daß er nun seine Reise und sein ganzes Vorhaben aufgeben müsse, betrübte ihn sehr. Herr Bertrand behandelte ihn mit großer Freundlichkeit und verstattete ihm, so lange in seinem Hause zu verweilen, bis über sein weiteres Fortkommen ein Beschluß zu fassen sei. Auch die Kinder, besonders Alfred, thaten, was in ihren Kräften stand, die Freundschaft des kleinen Savoyarden zu gewinnen, was ihnen auch bei seiner Gutmüthigkeit in kurzer Zeit gelang. Selbst dem kleinen Raufbold Caro hatte der Knabe das an ihm und Marmotta begangene Unrecht bald verziehen, auch mit der ihm eigenen Geschicklichkeit ihm manches kleine Kunststück, Aufwarten, Exerciren und Tanzen gelehrt, woran die Kinder eine große Freude hatten; denn sie bewunderten gerne die Gelehrigkeit des kleinen Hundes, der ihr Liebling war.

„Höre, mein Junge,“ sagte eines Tages Herr Bertrand, als er eben einem solchen Unterricht beigewohnt hatte, „ich bin dir für dein Marmelthier einen Ersatz schuldig und weiß keinen bessern, als den kleinen Hund, der dein gelehriger Schüler geworden ist. Willst du, so nimm ihn mit und ich zweifle nicht, daß er für deinen Verlust dich schadlos halten wird.“

Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst sei. Als aber Herr Bertrand gleich darauf mit dem Hunde erschien und ihn vor Peter auf den Boden setzte, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß Caro sein künftiger Reisegefährte werden sollte.

Alles wäre nun in Ordnung gewesen, wenn nicht Alfred, der mit ganzer Seele an dem kleinen Hunde hing, die heftigste Einsprache gethan hätte. Mit Weinen hing er sich an seinen Vater und bat flehentlich, den Hund nicht zu verschenken. Aber es half nichts. Sein Vater machte ihm begreiflich, daß der kleine Savoyarde, der um

seinen ganzen Reichthum gekommen sei, nicht hülflos könne gelassen werden und demnach Caro, der ja das Unglück angerichtet, auch verpflichtet sei, das wieder gut zu machen, was er verschuldet habe.

„Geh, mein Junge,“ sagte er zu Peter, „und halte dich, wenn du sonst nicht Lust hast, nicht länger auf. Hier gebe ich dir noch Etwas für deine Reise und nun Gott befohlen!“

Als bald machte sich Peter auf den Weg, nachdem er sich von Herrn Bertrand dankbar verabschiedet hatte, was er auch bei Alfred versuchen wollte, der ihm aber in seinem Unmuth den Rücken fehrte; denn so gern er den Savoyarden-Knaben sonst gehabt hatte, so sehr haßte er ihn jetzt, weil er ihn seines Lieblings beraubte.

Nachdem er in Colmar den kleinen Hund mit einem schönen rothen Röckchen und weißen Höschen herausstaffirt hatte, besuchte Peter im Laufe des Sommers Straßburg und mehre große Städte, ja selbst Paris und wurde allenthalben so reichlich beschenkt, daß er gegen das Spätjahr hin seine Heimreise antreten konnte, wobei er nicht versäumen wollte, im Hause seines Wohlthäters wieder einzusprechen. Als er in die Nähe seines Landhauses kam, fand er Alfred und Cäcilie fast an derselben Stelle sitzen, wo Caro das Murmelthier todtgebissen hatte. Er eilte auf sie zu, indem er ihnen die Hand entgegenstreckte, worauf die kleine Cäcilie in freudiger Ueberraschung ausrief: „Caro! o Caro! unser lieber Caro ist wieder da!“ Alfred aber that nicht, als ob er ihn sehe und blickte stumm und trozig vor sich hin.

„Nicht böse sein, Alfred!“ sagte Peter in treuherzig bittendem Ton, „Caro sein lustig und können prächtig tanzen. Wollen sehn? Gleich aufwart mit sein Kunststück.“

Als bald zog er ihm Rock und Höschen an, setzte ihm auch einen mächtig großen



Hut auf, den er in Paris für ihn gekauft hatte und zeigte den beiden Kindern Alles, was Caro vorher schon gekonnt und neu hinzu gelernt hatte, wobei er mit seiner Leier dazu aufspielte. Alles umsonst! Die possirlichsten Sprünge seines Lieblings konnten Alfred kein Lächeln abgewinnen, und als Peter dieß zu seiner Betrübniß gewahr wurde, nahm er den Hund auf den Arm und ging in das Haus, wohin ihm Alfred nebst seiner kleinen Schwester langsam aber immer noch schmollend folgte.

Nachdem Herr Bertrand den kleinen Savoyarden wieder erkannt und freundlich begrüßt hatte, sagte der Knabe:

„Hier, lieber Herr, sein Peter wieder da und Caro wieder da! Guter Hund! haben tanzen und exerciren mit groß Applaus.“

„Mich freut es,“ erwiderte Herr Bertrand, „wenn er dir gute Dienste gethan hat.“

„O, sehr gut Dienst,“ sagte Peter, und weil so brav ist, nehm ihn mit in Savoyerland und überall hin.“

Bei diesen Worten fing Alfred, der bisher voll banger Erwartung sich in der Nähe seines Vaters gehalten hatte, an bitterlich zu weinen, denn er hatte immer noch die Hoffnung nicht aufgegeben, dieser werde nun den Hund als sein Eigenthum wieder an sich nehmen. Es brachte ihn daher ganz außer sich, als er sah, daß der Savoyarde Anstalt machte, mit dem kleinen Hund sich zu entfernen.

Schon stand Peter an der Thür, die Hand am Schloß, als er sich umkehrte und Alfred ein Weilchen ansah. Dann ging er rasch auf ihn zu und nahm die Hand von seinem weinenden Auge.

„Du weinen?“ sagte er in mitleidigem Tone, „Du weinen um kleine Hund Caro? Da nimm, behalt! Ich auch viel weinen um klein Marmotta.“

„Du nun nicht mehr böse sein?“ frug Peter, ihm freundlich in das Auge blickend. Dann bückte er sich, den kleinen Hund noch einmal streichelnd, sagte mit leiser Stimme: „Adio mio caro!“ und trat sodann, von Herrn Bertrand noch reichlich beschenkt, seinen Rückweg an nach den heimathlichen Bergen.

Der blinde Geiger.

Ganz unten im Dorfe Liebau wohnte der Häusler Kilian Wohlgemuth, ein armer, aber rechtschaffener Mann mit seinem zwölfjährigen Sohne Heinrich. Er nährte sich so gut er konnte von Tagelohn und Botengängen nach der Stadt, wobei sein Knabe ihm beihülflich war; denn, wenn es für den Vater eine strenge Arbeit im Felde oder sonst irgendwo gab, mußte der Sohn den Botendienst verrichten. In dem Dorfe lebte auch ein alter, blinder Spielmann, der in der Leute Mund nur Geigen-Matthes hieß. Sein rechter Name aber war Matthias Dietrich. Vormalß ein Leinweber, mußte er sein Gewerbe aufgeben, weil ihn das Unglück traf, zu erblinden, was für ihn bei seiner Dürftigkeit das bitterste Leiden war, das ihm hätte begegnen können, denn nun fiel er seiner Ortsgemeinde anheim, die für sein Unterkommen und seine Verpflegung sorgen mußte. Das Einzige, was ihm noch nebenher blieb, war seine Geige, die er in der Jugend ein wenig erlernt hatte und womit er nun nothdürftig seinen Unterhalt sich erwarb.

Vater Kilian erbot sich, den alten Mann für eine geringe Vergütung in sein Haus zu nehmen, behandelte ihn auch nicht, wie es häufig in solchen Fällen zu geschehen pflegt, als einen Miethling, sondern that, was in seinen Kräften stand, ihm sein hartes Schicksal zu erleichtern, wobei Heinrich ebenfalls seinen Antheil übernehmen mußte. Wenn der alte Matthes nach einem der umliegenden Dörfer gehen wollte, um dort mit seiner Geige sich einige Groschen zu verdienen, war allezeit Heinrich sein Führer und er that das so unverdrossen und mit solcher Freundlichkeit, daß der alte Geiger in keinem andern Geleit gehen mochte, als mit Heinrich, worüber sein Vater sich herzlich freute, denn es war ihm recht inniger Ernst, dem alten, blinden Manne so gute Tage zu bereiten, als möglich, eingedenk des Spruches: „Die Bitte des Elenden schlage nicht ab, und wende dein Angesicht nicht von dem Armen.“

Er hatte aber noch einen andern Beweggrund, ihn von ganzer Seele zu bemitleiden, und ihm seine Hülfe angedeihen zu lassen, weil er nemlich von ihm wußte, daß er zu der Zeit, wo er noch rüstig war, Alles, was er nur erübrigen konnte, darauf verwendet hatte, seinen einzigen Sohne Oswald ein tüchtiges Handwerk lernen zu lassen. Dieser war Schreiner geworden, hatte aber nach beendigter Lehrzeit sogleich seine Wanderschaft angetreten und seitdem nichts mehr von sich hören lassen. Kilian konnte denn wohl zu ihm sagen:

„Guerm Oswald kann es unmöglich gut gehen, denn es heißt in der Schrift: Du sollst Vater und Mutter ehren und Guer Sohn vergißt gänzlich dieser Pflicht.“

„Scheltet ihn nicht,“ bat dann der greise Vater. „Mein Oswald war stets ein guter Sohn, und sein Lehrherr gibt ihm heute noch das Zeugniß eines fleißigen und geschickten Arbeiters.“

„Warum läßt er denn nichts von sich hören? Schreiben hätte er doch wenigstens können. Damit sein alter Vater wisse, ob und wie er lebe.“

„Ach ja,“ seufzte Dietrich, „das hätte er freilich können. Vielleicht aber geht es ihm nicht gut — oder —“ hier erstickten ihm die Worte.

Wenn dann Kilian sah, daß dem alten Manne das Herz so schwer wurde, dann schwieg er still und suchte alles Mögliche hervor, um ihn für die aufgeregte schmerzliche Erinnerung wieder zu trösten.

An einem kalten Wintertage wurde der alte Dietrich nach einem benachbarten Dorfe beschieden, durch welches Heinrich auf seinem Botenweg gehen mußte. Es war ihm dringend gemacht, noch heute in dem Wirthshause sich einzufinden, zu einer Festlichkeit, die dort sollte begangen werden. Dergleichen kam ihm oft vor; denn die Leute in der Umgegend mochten ihn bei solchen Vorfällen gern eine Kleinigkeit verdienen lassen. Also ließ er sich von dem Knaben dorthin führen. Im Wirthshause verließ ihn dieser, um nach der Stadt weiter zu gehen und dort seine Aufträge zu verrichten. Bei den Leuten im Hause, die den alten Geiger kannten und gern hatten, wußte er ihn gut aufgehoben.

Nachdem nun der alte Dietrich dort in seinem gewohnten, bescheidenen Winkel sich gesetzt hatte, holte er sein Stück schwarzes Brod hervor und legte es vor sich hin, um es zu verzehren. Als er aber nach einer Weile mit der Hand darnach tappte und suchte, griff er an den Rand eines Tellers, der statt dessen leise hingestellt worden war und fühlte auch daneben ein volles Glas.

„Wirth,“ sagte er, wie eben die Leute auf dem Lande zu einander sprechen, „Wirth, was tragt ihr mir da auf! Ihr wißt, daß ich das nicht bezahlen kann.“



„Ist Alles schon bezahlt?“ entgegnete der Wirth. „Laßt es Euch nur schmecken und Gott segne es Euch.“

Der alte Mann aß und trank, und der selten genossene Wein machte ihn fröhlich. Als er das Mahl verzehrt hatte, streckte er seine Hand aus und sagte: „Wirth, wenn Ihr es seid, der mich heute so gelabt, so reicht mir Euere Hand, daß ich zum Dank sie drücken kann.“

Der Wirth murmelte leise für sich: „Ich darfs nicht annehmen.“ Während dem stand am andern Tisch ein junger wohlgekleideter Mann, der dem Alten bisher mit Wohlgefallen zugeesehen hatte, von seinem Sitze auf, legte seine Hand in die des alten Geigers und als dieser sie gefaßt, zog er beide mit Wärme an sein Herz. Dann ging er zurück an seinen Platz, indem er sich die Augen tocknete.

„War das Euere Hand, Wirth?“ frug der blinde Mann, den das Alles in großes Erstaunen setzte.

„Nein, sie war es nicht,“ antwortete dieser, der von dem, was hier vorging, genau unterrichtet und sogar dazu behülflich gewesen war, Alles so zu veranstalten. „Darum trinkt jetzt auf das Wohl dessen, der Euch heute so gut bewirthet hat.“ Dabei schenkte er ihm ein weiteres volles Glas ein.

„Gott vergelt' es ihm!“ rief der Alte, indem er sein Haupt entblößte und das Glas in die Höhe hob, „und bescher' ihm Glück und Freude!“

„Beides hat er mir gewährt,“ sagte der junge Mann rasch und aufstehend und beide Hände des alten Dietrich ergreifend. „Vater!“ rief er, „ich bin Oswald, Euer Sohn, und wenn Ihr mich auch nicht sehen könnt, so werdet Ihr doch meine Stimme erkennen und nicht daran zweifeln, daß ich es bin.“

Der alte Mann stand sprachlos da vor freudigem Staunen und Entzücken. Er konnte nur den Namen Oswald stammeln. Dann fuhr er ihm mit beiden Händen sanft über das Gesicht, als wolle er auf diese Weise die geliebten Züge wieder erkennen.

Hierauf erzählte Oswald, wie es ihm lange Zeit recht hart gegangen sei, was er nicht habe melden wollen, um seinen Vater, dessen Unglück er erfahren, nicht noch mehr zu betrüben. Endlich aber habe er einen guten Platz gefunden, wo ihm Gelegenheit geworden sei, ein hübsches Geld zu verdienen und zu ersparen, und nun sei er im Begriff, in der Stadt auf sein Handwerk sich niederzulassen. Während dieses Berichtes trat Heinrich, auf seinem Rückweg begriffen, wieder herein, um den Alten abzuholen und heim zu geleiten, und der Wirth sagte zu Oswald, auf den Knaben deutend: „Dieser ist es.“ Oswald aber drückte dem Heinrich die Hand und sagte: „Habe Dank! Du bist meines blinden Vaters getreuer Führer gewesen, das will ich dir vergelten wo ich kann. Von heute aber übernehme ich dein Amt.“

Dann verließen alle drei das Wirthshaus und gingen nach Liebau; denn es drängte den alten Geiger, seinem Freunde und Wohlthäter daheim zu beweisen, daß er einen guten und dankbaren Sohn habe, dem es wohl gehe in der Welt.

Nachdem Oswald in der Stadt sich eingerichtet hatte, nahm er seinen Vater zu sich und den Knaben Heinrich unentgeltlich in die Lehre, versäumte auch keine Gelegenheit, dem wackern Kilian all das Liebe und Gute zu vergelten, das dieser seinem alten blinden Vater so uneigennützig und in so reichem Maße erwiesen hatte.

Das blinde Kind.

„O könnt' ich nur das Vöglein sehn,
Es singt nun schon so lang.
Lieb Mütterchen, ist es so schön,
So schön, wie sein Gesang?

„Das grüne Laub dort auf dem Baum,
Das Blümlein, das hier blüht,
Die Vöglein, hoch im Himmelsraum —
Wie schön ist's, wer das steht!

„Ich athme wohl der Blumen Duft,
Das Laubdach kühlet mich,
Ich hör' das Vöglein in der Luft,
Es singt so wonniglich.

„Das Alles bleibt mir fort und fort,
Mir armen, blinden Kind.
Sag' Mutter, sind im Himmel dort
Auch Engelfinder blind?

„O nein! bei jener sel'gen Schaar,
Wo ew'ger Frühling lacht,
Dort wird mir Alles hell und klar,
Dort schwindet meine Nacht.

„Und kommen wir nach später Frist
Uns jenseit wieder nah',
Dann, Mutter, sag' mir, daß Du's bist,
Weil ich Dich hier nicht sah.“

Das war des Kindes letztes Wort,
Es sank erbleicht zurück;
Doch öffnete im Himmel dort
Sich plötzlich ihm der Blick.

Lenchen.

1. Der Großvater.

Frau Leonhard war die Wittwe eines Dorfschulmeisters. Früher hatte sie mehre Jahre in der Stadt bei einer reichen Frau im Dienst gestanden und es gut bei ihr gehabt, weil sie in allen ihren Verrichtungen sich jederzeit treu und geschickt benahm. Ihre Dienstherrschaft schenkte ihr deshalb das größte Vertrauen und behandelte sie immer sehr liebevoll, würde es auch gewiß nicht, wie es doch der Fall war, an einer Aussteuer bei ihrer Verheirathung haben fehlen lassen, wenn diese nicht gegen ihre Zustimmung geschehen wäre; denn sie sah so manche Widerwärtigkeit voraus, die ihrer wartete und that alles Mögliche, ihr davon abzurathen. Aber vergebens. Martha heirathete und würde in ihrer Ehe ganz glücklich gewesen sein, hätte nicht die Entfremdung von zwei Menschen sie so innig betrübt, an deren Liebe und Zuneigung ihr Alles gelegen war. Sie hießen Veit Leonhard, der Vater ihres Mannes und Frau Wacker, ihre vormalige Dienstherrschaft.

Nach wenigen Jahren trennte der Tod das Band dieser zufriedenen Ehe und die Wittwe lebte nun hier von ihrer Hände Arbeit, verdiente aber mit ihrer fleißigen Nadel kaum so viel, daß sie mit ihrem Kinde, Lenchen, das liebe Brod hatte. Die Frau aber murrte nicht, denn sie kannte den Spruch der heiligen Schrift: „Und der Herr ist der Armen Schutz, ein Schutz in der Noth, darum hoffen auf Dich, die Deinen Namen kennen, denn Du verlässest nicht, die Dich, Herr, suchen.“

Darum suchte auch sie ihren lieben Vater im Himmel, den Vater der Waisen und Helfer der Wittwen, jeden Tag mit ihrem Gebete und lehrte auch Lenchen, daß man nicht arm sei und nicht verlassen, wenn man noch den lieben Gott habe und beten und arbeiten könne, und mit allen Menschen in Frieden lebe und sich gern Andern nützlich mache. Lenchen begriff das auch recht gut, denn sie hatte ja das Beispiel ihrer Mutter vor Augen, die immer so handelte und bei keiner Noth verzagte und selbst bei Mangel und Entbehrung noch heiter sein konnte. Da sagte Lenchen sich im Stillen: „So fromm und gut, so fleißig und gefällig, wie meine Mutter will ich auch werden; dann haben mich Gott und Menschen lieb.“ Und weil sie dem gemäß handelte und gern Andern beisprang, wo sie nur konnte, hieß man sie nur der Schulmeisterin dienstfertiges Lenchen und Jedermann liebte sie, stellte sie auch wohl andern Mädchen ihres Alters zum Muster vor.

So lebte also die Wittve mit allen Leuten im Dorfe in Frieden und Eintracht, bis auf den alten Reit Leonhard, der, obgleich er der Vater ihres verstorbenen Mannes war, doch noch niemals weder ihre frühere noch jetzige Wohnung betreten hatte, weil er darüber zürnte, daß sein Sohn ein so armes Dienstmädchen zur Frau genommen hatte. Mit dem Verstorbenen hatte er sich noch ausgesöhnt, aber von Frau und Kind wollte er nichts wissen und kümmerte sich um beide nicht. Bei alle dem hatte der alte Leonhard ein gutes Gemüth und es that ihm oft in der Seele weh, daß er sein Enkelstöchterchen, das einzige Kind seines Sohnes, den er so lieb gehabt, in seiner Nähe wußte, ohne sich dessen erfreuen zu können. Er wußte es aber nicht anzugreifen, den Hinterlassenen sich zu nähern, nachdem er schon so lange in seinem Eigensinn sich von ihnen entfernt gehalten hatte und scheute sich auch vor den Leuten im Dorfe, eine

solche Sinnesänderung blicken zu lassen. Wie es denn gar viele Menschen gibt, die sich nicht schämen, ein Unrecht zu begehen, wohl aber, es wieder gut zu machen. Deshalb blieben alle Bemühungen der armen Wittwe vergeblich, den Sinn des alten Mannes zu ändern und seine Zuneigung zu gewinnen, wie oft sie auch die Gelegenheit dazu aufsuchte und wie sehr es ihr zur größten Freude und Beruhigung gedient hätte.

Nun war es einmal im harten Winter bei theurer Zeit, als Lenchen von ihrer Mutter in den benachbarten Wald geschickt wurde, um dürres Holz zu sammeln und als sie das verrichtet hatte und mit ihrer Bürde aus dem Walde schritt der Heimath zu, sah sie den alten Leonhard erschöpft an einem Baume sitzen, neben sich zwei große Holzbündel, die er nach Hause tragen wollte, wobei ihn aber seine Kräfte verließen.

„Kommt, Vater Leonhard,“ sagte Lenchen, denn Großvater traute sie sich nicht, ihn zu nennen, weil er diesen Namen noch nie von ihr gehört hatte, „laßt mich eins Eurer Bündel tragen, zwei sind für Euch zu schwer.“

„Du bist Schulmeisters Lene,“ sagte Weite etwas mürrisch. „Ich mag dich nicht.“

„Seid gut,“ erwiderte das Kind, „und laßt Euch von mir helfen. Ich thue es ja so gern.“ Dabei legte sie ihr eigenes Holzbündel an eine verborgene Stelle in das Gebüsch und nahm sogleich eins von den neben dem Alten daliegenden auf den Kopf, wartete bis er sich mühsam erhoben und seine Last sich aufgeladen hatte und dann gingen sie schweigend miteinander fort.

„Wo hast du denn dein Holz hingethan?“ frug nach einer Weile Weite. „Ich sah doch, daß du welches trugst, als du zu mir kamst.“

„Laßt das nur gut sein,“ entgegnete Lenchen. „Das will ich schon wiederfinden und holen.“



Wieder gingen sie eine Strecke miteinander, ohne daß Eins ein Wort sprach. Dem Alten konnte man aber anmerken, daß ihm die Dienstfertigkeit des Kindes wohl gefiel.

„Was wird deine Mutter sagen,“ hub Veit nach einer Weile wieder an, „wenn du so spät nach Hause kommst? Denn um dein Holz wieder aufzusuchen und heim zu bringen, darüber vergeht noch eine Zeit und es fängt schon an, Abend zu werden.“

„Ich gehe vorher zu meiner Mutter,“ antwortete das Kind, „und sage ihr, warum ich so spät komme. Dann erst hol ich mein Bündel.“

„Da wird aber deine Mutter böse auf dich werden und dich ausschelten.“

„O nein, das wird sie nicht,“ sagte Lenchen in herzlichem Ton. „Gewiß wird sie das nicht thun. Ich weiß, sie wird sich darüber freuen und wird mich loben, daß ich Euch geholfen habe, und wenn sie an meiner Stelle hier wäre, würde sie Euch Euere ganze Last abnehmen und nicht dulden, daß ihr sie trügt. Ach, wenn Ihr nur wüßtet, wie sehr Euch Mutter liebt und wie sehr sie wünscht, daß Ihr nichts mehr gegen uns hättet.“

Der alte Mann ging nachdenklich neben dem Kinde her, bis er sein Haus am Ende des Dorfs erreicht hatte. Dort sagte er: „Warte, Lenchen, ich will dir Etwas für deine Mühe schenken.“ Damit ging er und holte ein blankes Guldenstück; denn bei Fleiß und Sparsamkeit hatte er sich einen Nothpfennig zurückgelegt. „Nimm das, grüße deine Mutter und komm morgen wieder zu mir.“ Jetzt konnte er zu dem bessern Entschluß gelangen, hatten doch die Leute gesehen, wie er mit seinem Enkelkinde durch das Dorf ging.

Lenchen eilte nach Hause, erzählte ihrer Mutter, was sie gethan und daß der Großvater ihr einen Gulden geschenkt und gesagt habe, sie solle am andern Tage wieder zu ihm kommen. Das war wohl eine freudige Nachricht für die gute Frau

und sie stand noch lange, das Geld mit Thränen im Auge anblickend, nicht um des Werthes, nein, um des Gebers willen, nach welchem ihr Herz so lange sich gesehnt, als Lenchen sich auf und davon gemacht hatte, ihr zurückgelassenes Holzbündel aus dem Walde zu holen.

Am nächsten Morgen zog Lenchen sich so sauber an, als sie es im Stande war, um zu dem Großvater zu gehen. Frau Leonhard aber konnte sich nicht überwinden, den Erfolg zu Hause abzuwarten, denn sie wäre so gern Zeuge gewesen von dem, was er zu dem Kinde sagen, wie er es empfangen werde. Darum schlich sie ihm nach. Als die Kleine dort in die Stube trat, fand sie den alten Mann vor der aufgeschlagenen Bibel. Er wollte ja den heutigen Tag als einen Festtag begehen und bereitete sich im Stillen vor.

„Kommst du allein?“ frug er das Kind sehr freundlich. „Ich glaubte, du würdest deine Mutter mitbringen.“

„Darf sie kommen?“ rief Lenchen in herzlicher Freude. „Darf ich sie holen?“

Und fort eilte sie, als der Großvater dieß bejahte, hinaus auf die Straße, wo unfern des Hauses Frau Leonhard in banger Erwartung lauschte. Dann führte sie die Mutter zu dem alten Manne, der sie mit Rührung und Herzlichkeit empfing. Sie brauchten eine gute Weile, bis sie Worte finden konnten, dann aber kam es zu den aufrichtigsten, liebevollsten Erklärungen. Mutter und Tochter mußten noch am nemlichen Tage ihre dürftige Wohnung verlassen und das Haus des Großvaters beziehen, der von Stund an Alles that, um das Langversäumte wieder einzubringen und die innige Liebe, die er für den Sohn empfunden, seinen Hinterbliebenen zuzuwenden.

2. Die Frau Pathe.

Frau Leonhard und Lenchen verlebten im Hause des Großvaters recht gute Tage. Der alte Mann that so viel er konnte, ihnen das Leben angenehm zu machen und der Mutter eine nützliche Thätigkeit zu verschaffen, damit sie nicht wie bisher um kärglichen Lohn oft bis tief in die Nacht hinein zu nähen und zu stricken brauche. Zu den wenigen Hühnern, die er bereits hatte, kaufte er noch weitere hinzu, so daß sich wöchentlich eine Ernte von ein Paar Duzend Eiern sammeln ließ, die dann an den Markttagen in die Stadt gebracht wurden. Später kaufte die Frau auch die Eier im Dorfe auf, woran sie dann ebenfalls ihren kleinen Nutzen hatte.

In ihrer nun etwas bessern, keineswegs aber sorgenfreien Lage verursachte nur noch der Umstand eine tiefe Betrübnis in ihr, daß das gute Vernehmen mit Frau Wacker noch nicht wieder hergestellt war. Obgleich sie sich vorzuwerfen hatte, damals ihrem wohlgemeinten Rath zuwider gehandelt zu haben, glaubte sie doch, daß so manche durchlebte kummervolle Tage ihr ein Recht auf ihre Verzeihung geben sollten und wünschte sehnlichst, wieder Zutritt bei ihr zu erhalten. Denn es ist jedem guten Gemüthe schmerzlich, wenn sich die Herzen früherer Lebensgefährten feindlich von ihm wenden.

Lenchen allein war es gestattet, allwöchentlich mit ihrer Marktwaare dort vorzusprechen, darum diente ihr diese als einzige Vermittlerin, und darum war sie bemüht, sie in ihrem Anzug zur größten Reinlichkeit und Ordnung anzuhalten, weil sie wußte, daß Frau Wacker große Stücke auf so Etwas hielt. Aus gleichem Grunde duldete sie auch nie, daß die Kleine ohne Strümpfe und Schuhe ging. Denn sie war der Mei-

nung, daß ein gesittetes und noch dazu verständiges Mädchen auf diese Weise noch wohlgefälliger erscheinen müsse und daß sie sich dabei nur vor Eitelkeit und Putzsucht zu hüten habe. Lenchen war auch von beiden weit entfernt, sie brachte aber von jetzt an ihre sonst dürrstigen Kleider in bessere Ordnung, denn mit Nadel und Faden umzugehen hatte sie ja von der fleißigen Mutter gelernt, sie strickte und nähte in allen ihren Freistunden, so daß es eine Freude war, das reinliche, sauber gekleidete, artige kleine Bauermädchen zu sehen, wenn es, den Eierkorb auf dem Kopfe, die Mutter nach der Stadt begleitete.

Diese erzählte dann unterwegs von dem Erlös, den sie zu erwarten hatte, und wie sie denselben zu verwenden gedenke. „Du mußt aber,“ setzte sie hinzu, „zuerst zu Frau Wacker gehen und ihr die Eier zum Kauf anbieten; denn sie ist deine Frau Bathe.“

„Das thue ich ja jedesmal,“ erwiderte die Kleine, „so oft ich mit Euch zu Markte gehe und werde es heute auch nicht unterlassen. Sie ist ja immer so freundlich mit mir.“

Als sie nun in der Stadt angekommen waren und Frau Leonhard an ihren gewohnten Platz auf dem Markt sich hingestellt hatte, ging Lenchen sogleich nach dem Hause, wo ihre Bathe wohnte und wartete dort in der Küche, bis die Frau zu ihr herauskam.

„Grüß dich Gott, Lenchen!“ sagte diese sehr freundlich, „hast du da frische Waare?“

„Ja Frau Bathe, (sie durfte sie so nennen) sie sind von gestern und heute.“

„Aber sage mir,“ frug Frau Wacker, indem sie sie ganz verwundert betrachtete, „wie kommst du mir denn vor? So schmuck und nett angezogen wie heute habe ich dich noch niemals gesehen.“

„Mutter will das so, antwortete Lenchen. „Sie hat mich gelehrt, wie ich meine



Kleider ausbessern und die alten wieder wie neu herrichten kann, und seitdem gefall ich mir selbst besser und auch Großvater hat seine Freude daran."

"So seid Ihr also jetzt ausgesöhnt mit ihm."

"Ja wohl, schon seit dem Winter." Nun erzählte Lenchen, wie Alles gekommen war, mit dem Holzbündel und dem Guldenstück, wie der Großvater jetzt so gut sei und ein ganzes Duzend Hühner auf dem Hofe habe, für ihr Futter Sorge und der Mutter alle Eier zum Verkauf überlasse. „Mutter," setzte sie hinzu, „hat ihn aber auch sehr lieb. Für das Geld, das sie aus den Eiern löst, kauft sie Brod und manchmal auch einen Krug Bier für ihn. Das läßt er aber nicht oft geschehen, denn er lebt sparsam, weil er sehr arm ist."

Frau Wacker kaufte der Kleinen ihren ganzen Vorrath ab, und anstatt, wie sie sonst gewohnt war, zu markten, zahlte sie noch über ihre Forderung und sagte dann: „Grüße deine Mutter, und wenn sie wieder in die Stadt kommt, soll sie mich besuchen."

Auf dem Markt hatte Lenchen, nachdem sie ihrer Mutter das reichlich gelöste Geld eingehändigt hatte, viel von der guten Frau Bathe zu erzählen und daß sie zu ihr gesagt, die Mutter solle sie das nächste Mal besuchen, was für Frau Leonhard eine neue, aber willkommene Botschaft war. Denn ihre alte, vordem so gütige Dienstherrschaft hatte ihr schon seit Jahren nicht mehr gestattet, zu ihr zu kommen, weil sie damals ihren Rath nicht befolgt hatte und weil Uneinigkeiten in einer Familie, die sie ja vorausgesehen, ihr mißfällig waren. Nur Lenchen durfte bei ihr erscheinen, denn sie hatte die Pathenstelle bei ihr angenommen. Ein Liebesdienst, den sie seiner Zeit der Mutter nicht abschlagen wollte, obgleich diese den Zweck, den sie damit beabsichtigte, die sonst so wohlwollende Frau zu versöhnen, nicht erreicht hatte.

Als nach einigen Tagen bei dem alten Veit Leonhard die ganze Familie beisammen war, trat plötzlich Frau Wacker herein.

„Martha!“ rief sie zu Frau Leonhard gewendet, „kennst du mich noch?“

„Ach Gott! meine liebe Frau Wacker!“ sagte diese ganz erstaunt, indem sie zu ihrer Begrüßung aufstand.

„Da bin ich!“ fuhr Jene fort. „Ich habe zwar zu deinem Lenchen gesagt, daß du am nächsten Markttag mich besuchen solltest, ich habe es aber nicht erwarten können, weil ich zu meiner Freude höre, daß Ihr in Frieden und Einigkeit lebet. Nun, wie geht's dir? Hast viel Noth? Geld? Nun jetzt zeige mir deine Hühner und dein ganzes Hauswesen. Ich will Alles sehen.“

Dabei nahm sie Lenchen an der Hand und die Mutter zeigte ihr das kleine Haus und den engen Hofraum mit dem Duzend Hühnern.

„Gut!“ sagte Frau Wacker, „nun habe ich Alles gesehen. Komm morgen zu mir, ich will dir Arbeit geben im Weißnähen, darin bist du geschickt, das weiß ich, und wenn du mir Sonnabends die Eier bringst, will ich dir jedesmal eine Flasche guten Wein mitgeben für den Alten. Vergiß nicht, mich daran zu erinnern.“

Die Wittwe versuchte Worte des Dankes hervorzubringen, Frau Wacker aber sagte: „Laß gut sein, Martha. Ich habe dich immer geschätzt, denn du warst lange in meinem Hause als ein treues und redliches Geschöpf. Aber zu dir gekommen wäre ich nicht, so lange Ihr hier unter einander in Feindschaft lebet. Nun, jetzt ist es anders, und wenn ich recht verstanden habe, so hat da dein Lenchen den Anlaß zur Ausöhnung gegeben.“

„Allerdings,“ sagte Frau Leonhard, „sie hat den Großvater durch ihre Dienstfertigkeit gewonnen und so zu sagen herumgebracht.“

„Und eben so die Frau Bathe,“ fiel Frau Wacker ein, indem sie dem Kinde recht freundlich in das Gesicht sah. „Weißt du was Martha,“ fuhr sie fort, „ich bin Lenchens Bathe und es ist deshalb meine Pflicht, mich ihrer anzunehmen. Schicke sie zur Schule, Bücher und Schulgeld sind meine Sache, und du lehre sie Kochen und fein Nähen, und was sie einmal für das Leben nöthig hat. Für alles Weitere werde ich dann sorgen.“

Nachdem Frau Wacker sich entfernt hatte, erzählte Frau Leonhard dem Großvater das ganze Gespräch und wie freundlich die Frau Bathe für Lenchen gesinnt sei und was sie für sie thun wolle. Der alte Veit aber, der das mit Wohlgefallen anhörte, und darin das Vorzeichen besserer Tage erkannte, streichelte seinem Enkelstöchterchen die Wange und sagte: „Was du nicht Alles zu Stande gebracht hast, du kleine Here!“

M e d o r.

Die beiden Geschwister Richard und Gretchen waren von ganz verschiedener Art. Gretchen, die ältere, war gut, folgsam und fleißig, was von Richard nicht immer gerühmt werden konnte. Er mochte lieber spielen als lernen, und kaum waren die Schulstunden vorüber, so sprang er schon in den Hof oder Garten, machte seine Aufgabe nur flüchtig obenhin und folgte überhaupt ungern den Ermahnungen oder Verböten seines Vaters oder seiner Mutter. Es kam auch wohl vor, daß er gar nicht darauf hörte.

Im Hause befand sich auch ein schöner großer Hund, der hieß Medor, den hatte der Vater sehr lieb, weil er wachsam für das Haus und auf seinen Reisen ein treuer und nützlicher Begleiter war. Auch Gretchen mochte ihn sehr gern. Sie neckte und plagte ihn niemals, obgleich das gute Thier sich Vieles gefallen ließ, weil er, ganz jung in das Haus gekommen, an die Kinder sich gewöhnt hatte, sie brachte ihm wohl hie und da einen kleinen Leckerbissen, wofür der Hund durch die größte Anhänglichkeit seine Dankbarkeit zu erkennen gab.

Ganz anders war dieß bei Richard der Fall. Weil er den ernstesten Medor, der stets nur seinem Beruf nachging, nicht dahin bringen konnte, daß er sich zu seinen Spielen hergab, sich an den kleinen Wagen spannen, oder sonstige Kurzweil mit sich treiben ließ, konnte er ihn nicht leiden und fügte ihm bei jeder Gelegenheit allerschabernack zu. Wenn der Hund so ruhig dalag, die Schnauze zwischen seinen vordern Füßen, füllte sich Richard am Brunnen ein Gefäß mit Wasser, das er im

Vorbeigehen über ihn ausschüttete, oder er hielt ihm einen Knochen hin, das einzige Mittel, wodurch er das Thier in seine Nähe bringen konnte, aber, anstatt ihm denselben zu geben, warf er ihn über die Mauer und wenn Medor davon springen wollte, um ihn zu holen, hielt er ihn mit beiden Händen zurück. Die Folge davon war, daß Medor, wenn auch nicht gerade bössartig gegen ihn wurde, denn daran hinderte ihn der ihm angeborne Sinn, Kindern kein Leid zu thun, am wenigsten solchen, bei denen er aufgewachsen, so ging er ihm doch auf Tritt und Schritt aus dem Wege und wollte nichts mit dem Knaben zu thun haben, der ihn so übel behandelte, was für Richard um so empfindlicher war, je mehr er sehen mußte, welche große Freundlichkeit der Hund gegen seine Schwester an den Tag legte.

Eines Tages bot sich eine schöne Gelegenheit dar, an Medor eine empfindliche Rache zu nehmen. Nach seiner Gewohnheit war Richard gleich nach beendigter Schulzeit in den Garten gesprungen, in welchem sich ein kleiner Teich befand. Goldfischchen spielten darin, auch war er einem Paar Enten zum Aufenthalt angewiesen, die sich darauf vergnügten. Damit aber die Kinder nicht etwa unvorsichtiger Weise hineinfallen möchten, hatte der Vater rings herum eine Verzäunung machen lassen, in welcher eine Thür angebracht war, damit der Gärtner, wenn er Pflanzen begießen wollte, zu dem Wasser gelangen könne, weshalb dieser auch stets den Schlüssel in Verwahrung hatte. Dabei war den Kindern streng verboten, wenn sie die Thür jemals offen fänden, hinein zu gehen.

Zufällig war der Gärtner, als Richard diesmal in den Garten kam, eben bei der Arbeit des Begießens, hatte aber, durch irgend ein anderes Geschäft abgerufen, seine Gießkanne neben dem Blumenbeet stehen lassen. Nicht weit davon lag Medor

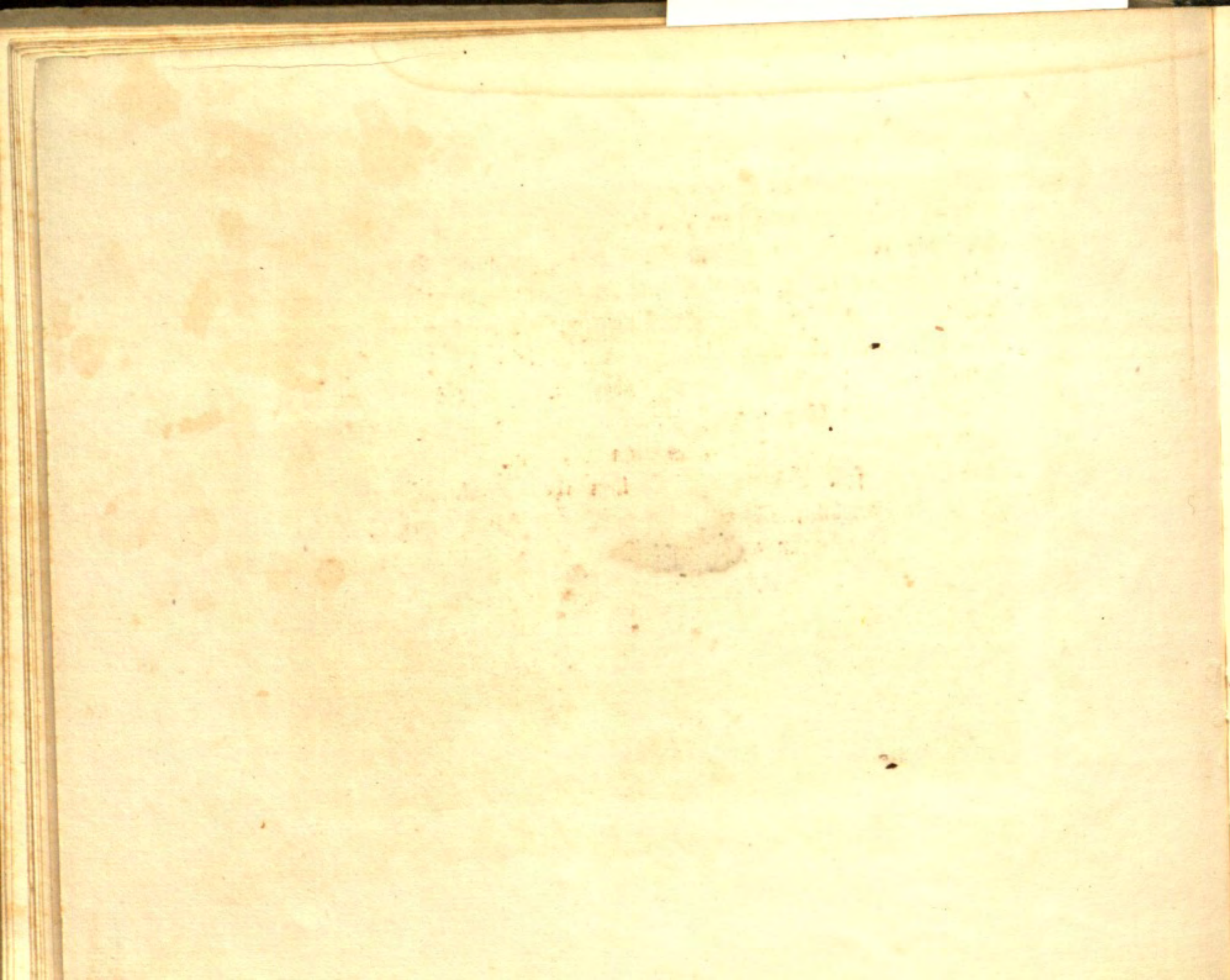
mitten im Wege und sonnte sich. Nichts konnte für Richard erwünschter sein, sein Müthchen an dem guten Thiere zu fühlen. Er nahm flugs die Gießkanne und eilte damit zu dem Teiche, wo richtig die Thür offen stand. Der Gärtner pflegte bei dieser Gelegenheit jedesmal ein schmales Brett vom Ufer aus gegen die Mitte des Teiches hineinzulegen, um von ihm aus bequemer schöpfen zu können. Alles das fand unser Knäblein zu seiner großen Freude. Sogleich trat er auf das schmale Brett, das durch herabgeträufeltes Wasser etwas schlüpfrig geworden war und ließ die Gießkanne in den Teich hinab, wo sie sich bald bis zum Rande anfüllte. Jetzt aber wurde es ihm unmöglich, sie wieder heraufzubringen. Er zog und zog vergeblich, glitschte auf dem glatten Brette aus und — Plumps! — da lag er im Wasser.

Nun fing er an fürchterlich zu schreien und um Hülfe zu rufen, aber Niemand hörte ihn. Der Gärtner war zu weit entfernt und Medor, der immer noch im Sonnenschein dalag, achtete nicht auf sein Rufen, wie er zu thun gewohnt war. Zum Glück saß Gretchen in einer Gartenlaube, wo sie, nach ihrer fleißigen Art, ihre Schulaufgabe machte. Diese eilte auf das Geschrei ihres Bruders herbei und als sie an Medor vorüberlief, kam dieser unaufgefordert ihr nach. Richard, der sich unterdessen an dem herabhängenden Zweig einer Trauerweide festgehalten hatte, setzte ununterbrochen sein Umhülserufen fort und zeigte auf diese Weise seiner Schwester die Stelle, wo er war und bis unter die Arme im Wasser stak.

„Medor!“ rief Gretchen, als sie ihren Bruder in der verzweifeltsten Lage erblickte, „Medor! siehst du dort! Allons, geschwind!“

Und das gute Thier suchte nicht lange nach einem offenen Eingang, sondern





sprang mit Einem Satz über den Zaun, gerade in das Wasser hinein, packte Richard oben an seinem Kragen und brachte ihn an das Ufer.

Es wäre hier nun noch zu berichten, wie Richard vor Mäße triefend in das Haus eilte, wie er dort von seinem Vater einen ernstlichen Verweis erhielt und, um von seinem Schrecken sich zu erholen und der Erkältung vorzubeugen, einige Tage das Bett hüten mußte, auch zur Strafe auf längere Zeit nicht in den Garten durfte; es soll aber nur noch erzählt werden, daß er durch diesen Vorfall gebessert wurde. Er empfand nicht nur die lebhafteste Reue über seinen Ungehorsam, wobei er sich fest vornahm, seinen Eltern künftig zu folgen, sondern faßte auch eine große Liebe zu dem guten Hund Medor, dem er von Stund an nichts mehr zu Leid that, ja sogar aus Dankbarkeit häufig sein Vesperbrod mit ihm theilte. Anfangs und bis der Hund Vertrauen zu ihm gewann, ließ er dieß durch die Hand seiner Schwester geschehen, es währte aber nicht allzulange, so wurden Richard und Medor die besten Freunde.

Die Spielkameraden.

Knäblein hat lesen und schreiben gesollt,
Hat aber immer nur spielen gewollt.
Wünscht sich: Ach, wenn nur ein Einziger wär',
Der mit mir spielte, das freute mich sehr.

Fliegt das Biennen sum, sum, sum,
Auf die Blumen rings herum.
„Biennen, plagst dich gar so viel,
Komm' doch her zu meinem Spiel!“
Biennen sagt: „Das kann nicht sein!
Sammle süßen Honig ein,
Daß ich nicht zur Winterzeit
Hungern muß und Mangel leid'.“

Jetzt läuft Hundchen trap, trap, trap,
Hurtig von dem Berg herab.
„Liebes Hundchen, spiel' mit mir!
Schönes Spielzeug hab' ich hier.“
Hundchen spricht: „Da wird nichts d'raus,
Wachen muß ich für das Haus,
Daß kein Dieb sich schleicht herein.
Siehst du wohl, d'rum kann's nicht sein.“

Böglein flattert flink herbei,
 Holt sich Hälmchen Stroh und Heu.
 „Böglein, komm du zu mir her!
 Spiel mit mir, ich bitt' dich sehr.“
 Böglein sagt: „Muß Nestchen bau'n
 Muß nach meinen Jungen schau'n.
 Darf nicht rasten, darf nicht ruh'n,
 Habe stets vollauf zu thun.“

Sieh, da kommt das Pferd im Schritt,
 Bringt auch noch den Wagen mit.
 „Pferdchen, ei, du schönes Thier,
 Sei so gut und spiel mit mir!“
 Pferdchen sagt: „Hab keine Zeit,
 Führe Garben ein noch heut';
 Sonst gebräch's an Brode dir,
 Und an gutem Hafer mir.“

Als nun Keines spielen wollt,
 Hat das Knäblein erst geschmolzt;
 Doch bald fällt's ihm besser ein.
 Denkt: Ich will auch fleißig sein.
 Bienchen, Hundchen, Böglein, Pferd
 Haben mich es ja gelehrt.

Was August von den Gänselein und Läubchen lernte.

Der kleine August war im Ganzen ein guter Knabe, munter, fröhlich und von den besten Anlagen. Aber er hatte zwei große Fehler, die seinen Eltern viel Kummer und Verdruss verursachten. Wenn sein Vater das Morgen- oder Tisch-Gebet sprach, war er flatterhaft und unachtsam und, anstatt sitzsam und ruhig dabei sich zu verhalten, ließ er seine hellen blauen Augen im Zimmer umherlaufen, und achtete nur wenig darauf. Sodann war er in seinen Kleidern sehr nachlässig und wie viel auch seine sorgsame Mutter bemüht war, ihn in diesem Stück an Ordnung zu gewöhnen, blieben doch alle Ermahnungen bei ihm fruchtlos und er mochte lieber, besonders in heißer Sommerzeit, ohne Weste und Schuhe umherlaufen, wie die andern Dorfjungen. Nur am Sonntag, wo er Jedermann anständig gekleidet sah, enthielt er sich dieser Gewohnheit.

An einem schönen Tage trieb sich August spielend im Hofe herum, wo Anna, das Dienstmädchen, eben beschäftigt war. Da gab es allerlei für ihn zu sehen. Zuerst eine Schaar Hühner, jung und alt, die gackernd und gluckend durcheinander liefen, dazwischen der Hahn gar stolz und gebieterisch herumspazierend, der manchmal mit einem Stoß seines Schnabels die Ungehorsamen zurechtwieß, wie ein Vater wohl thut mit seinen ausgelassenen Kindern. Ferner waren da Enten, die durch alle Pfützen wateten und mit ihren Schnäbeln darin stöberten, da war auch der große schieferblaue Truthahn mit seinem rothen Kamm und Bart, sich blähend wie ein Pfau, wobei er



ein Rad schlug und recht ernstlich böse wurde, wenn ihm Jemand einen rothen Lappen zeigte. Auch Täubchen trieben sich herum, die entweder verstreute Körnlein sorgsam vom Boden aufpickten oder mit ihren Schnäbeln die Federn putzten, daß es eine Lust war, die reinlichen Thiere anzusehen.

„Sieh nur, Anna,“ sagte August zu dem Mädchen, „wie die Tauben sich putzen. Warum thun sie denn das?“

„Es ist ihre Art so,“ erwiderte sie. „Sie putzen sich immer.“

Mit dieser Erklärung war der Knabe nicht zufrieden und er wollte noch mehr darüber erfahren. Anna aber sagte, da müsse er seine Mama fragen, denn sie könne keine Auskunft weiter geben.

Ganz besonders gefielen aber unserm August zwei Gänse mit ihren Jungen, die auch auf dem Hofe herum watschelten. Die jungen Gänselein waren noch winzig klein und hatten statt der Federn nur ein Kleidchen von gelben Haaren, schwammen aber dennoch schon wie die Alten, wenn sie an das Wasser geführt wurden. August hätte gar gerne eines erhascht und geliebkost, aber das litt die Gänsemutter nicht, sondern lief sogleich zischend herbei und schnappte mit dem Schnabel nach dem kleinen Frevler, so oft er die Hand nach einem ihrer Jungen ausstreckte. Und da er wußte, daß Gänse tüchtig beißen können, so versteckte er sich hinter Anna, so oft ihm die alte Gans zu nahe kam.

Hierauf ging Anna an den Ziehbrunnen, holte mit dem Eimer am langen Strick Wasser aus dem tiefen Brunnen herauf und goß es in den Zuber, den sie daneben auf den Boden gestellt hatte. Wie das die beiden alten Gänse sahen, kamen sie herbei, steckten ihre Schnäbel in das frische Wasser und tranken davon. Wenn aber eine

Gans den Schnabel voll Wasser hat, so hebt sie den Kopf schnurgerade in die Höhe, um es hinunter laufen zu lassen. Dieß bemerkte heute August zum Erstenmale, denn er hatte früher nicht so darauf Acht gegeben und es kam ihm spaßhaft vor, wie er so die Gänse ihre Köpfe in die Höhe strecken sah.

„Anna,“ frug August, „warum strecken denn die Gänse die Köpfe so hoch?“

„Weil sie trinken,“ sagte das Mädchen.

„Zu was denn aber der lange Hals?“ frug der Knabe weiter.

„Da mußt du auch deine Mama fragen,“ sagte das Mädchen, „die wird es dir sagen können.“

Nun lief August sogleich zu seiner Mutter, die im Gärtchen in der Laube saß und nähte.

„Mama,“ frug er, „warum recken denn die Gänse den Kopf so in die Höhe, wenn sie trinken und sehen dabei den Himmel an?“

„Sie blicken hinauf zu dem lieben Gott,“ antwortete die Mutter, „und danken ihm für den Trunk, den er ihnen gegeben hat.“

„Aber es ist ja nur Wasser,“ meinte August.

„Die Gänse brauchen keine Milch und keinen Wein,“ sagte die Mutter. „Sie sind schon mit Wasser zufrieden und danken dafür.“

„Ich höre ja aber nicht, daß sie sich bedanken.“

„Weil die Thiere nicht reden können, deshalb danken sie dem lieben Gott nur mit den Augen, indem sie zum Himmel emporblicken. Aber Gott versteht sie dennoch. Wenn sie Hände hätten und sprechen könnten, wie mein August, so würden sie die

Hände zusammenlegen und beten. Hast du denn das heute erst den Gänsen abgesehen?" frug die Mutter.

"Ja, Mama," antwortete August, "und es hat mir recht gefallen, wie sie die Köpfe so in die Höhe streckten. Ich frug die Anna, weshalb sie das thäten, sie konnte mir es aber nicht erklären. Jetzt freut es mich erst recht, da du mir gesagt hast, warum sie es thun. Die Anna konnte mir auch nicht sagen, warum sich die Läubchen putzen und es ist doch heute nicht Sonntag. Weißt du das auch, Mama?"

"Allerdings," erwiederte die Mutter. "Sie haben vom Schöpfer ihr schönes Kleid bekommen von weißen und bunten Federn und halten das hübsch in Ordnung und sorgen, daß es immer schmuck und reinlich sei am Werktag, wie am Sonntag. Denn wenn wir irgend etwas geschenkt erhalten, können wir dem Geber unsere Dankbarkeit nicht besser an den Tag legen, als wenn wir seine Gabe in Ehren halten und sie für den Zweck benützen, wofür er sie bestimmt hat. Siehst du, mein Kind, deshalb putzen die Läubchen ihre Federn, damit der liebe Gott sehe, welche Freude sie daran haben und wie dankbar sie dafür sind."

August hörte das Alles mit großer Aufmerksamkeit an. Dann ging er fort, kleidete sich nett und sauber und kam dann zu seiner Mutter in den Garten zurück.

"Mama," sagte er, "das habe ich den Läubchen abgelernt und beim Beten werde ich künftig aufmerksam und andächtig sein. O ich will die Läubchen und Gänschen gewiß in meinem Leben nicht vergessen." Und er hat Wort gehalten.

Des Kindes Gebet.

Gott! lehr' mich, wie ich beten mag,
Hier knieend bitt' ich dich!
Denn du beschützeſt jeden Tag
Mich treu und väterlich.

Hilf, daß ich fleißig ſei und fromm,
Und bleib' ein gutes Kind,
Damit ich in den Himmel komm,
Wo Deine Engel ſind.



Inhalt.

Die Kinder unter den Blumen.

Der kleine Savoyarde.

Der blinde Geiger.

Das blinde Kind.

Lenchen.

1. Der Großvater.

2. Die Frau Pathe.

Medor.

Die Spielkameraden.

Was August von den Gänselein und Täubchen lernt.

Des Kindes Gebet.

Inhalt

Die Fische des Meeres

Der Fische Lebensweise

Der Fische Gattung

Der Fische Art

Fische

1. Der Fische

2. Der Fische

Fische

Die Fische

Der Fische

Der Fische

2046

7 handcol. Lithos. + 1 h. 18. Vms. Mayall

340, -

ZfB Entsäuerung

17. Juli 2006



KODAK GRAY SCALE

C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

0.00

.10

.20

.30

.50

.70

M

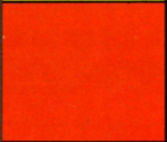
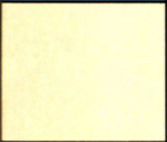
1.00

1.30

1.60

B

1.90



black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green



KODAK COLOR CONTROL PATCHES

These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.

